

«Eine Spaltung zwischen den Generationen liegt im Bereich des Möglichen»

Beschleunigung? Das war einmal. In den letzten Tagen sind viele Agenden leer geworden. Der Soziologe Hartmut Rosa erklärt im Gespräch mit Marie-Joëlle Eschmann, wie der moderne Mensch vom Stillstand profitiert – und wo die grossen Gefahren lauern

Herr Rosa, Sie befassen sich seit langem mit dem Phänomen der Beschleunigung. Momentan befindet sich die gesamte Welt im Lockdown. Wie ordnen Sie diesen Zustand ein?

Dieser Lockdown ist historisch gesehen ein einzigartiger Vorgang. Die Erfolgsgeschichte der Moderne basiert auf Bewegung. Zuerst kam die Lokomotive, dann kamen die Dampfschiffe und schliesslich die Autos und Flugzeuge. Ich bezeichne diese Entwicklung als «Dynamisierung von Welt». Sie läuft seit dem 18. Jahrhundert ziemlich linear ab. Nichts, nicht einmal Kriege haben diese Logik jemals so spürbar verlangsamen können, denn sogar in Kriegszeiten laufen im Prinzip hochdynamische Prozesse ab. Zu partiellen Verlangsamungen kam es zwar immer wieder einmal: Die Anschläge am 11. September 2001 oder der Ausbruch des Vulkans Eyjafjallajökull im April 2010 sind Beispiele dafür. Aber ein derartiges Stillstehen des Transportwesens und des sozialen Lebens gab es in diesem Ausmass noch nie in unserer Modernisierungsgeschichte.

Was macht diese einzigartige Stillstandserfahrung mit uns?

Man muss zwischen der institutionellen Ebene und der Ebene jedes Einzelnen unterscheiden. Unsere gesellschaftlichen Systeme, damit meine ich insbesondere die Wirtschaft, aber darüber vermittelt auch das Gesundheits- und Rentensystem, die Wissenschaft und auch die ganzen Kulturbetriebe, sind auf Dynamisierung hin angelegt, also auf permanente Steigerung der Aktivität. Wenn man ein solches System einfach anhält, dann hat das dysfunktionale Folgen. Es wird Massenarbeitslosigkeit befürchtet, massive Staatsverschuldungen stehen uns bevor. Und wie wir das politisch und ökonomisch bewerkstelligen sollen, ist noch unklar.

Und wie sieht es auf der individuellen Ebene aus?

Als Individuen sind wir ganz ähnlich in einer dynamisierenden Logik gefangen. Wir werden von einer Alarm Clock statt vom Sonnenaufgang geweckt. Und da-

«Plötzlich hat man wieder Zeit und Lust zu telefonieren, statt nur kurz eine Whatsapp-Nachricht zu schreiben.»

nach geht es sofort mit dem Alltag los, mit der Abarbeitung unserer immer länger werdenden To-do-Listen. Unsere Welthaltung ist deswegen im Grunde eine alarmistische, eine aggressive. Doch diese To-do-Listen sind in den letzten Tagen massiv geschrumpft. Plötzlich haben wir Zeit im Überfluss.

Eltern im Home-Office dürften das anders sehen.

Natürlich, das trifft nicht auf alle Gleichmassen zu. Es entstehen neue Stressmomente, auch bei Leuten, die um ihre ökonomische Existenz kämpfen müssen. Aber insgesamt gibt es dennoch eine gewaltige Entschleunigung. Und wir brauchen eine bestimmte Zeit, um uns an diese neue Situation zu gewöhnen. Deswegen nehmen es viele Menschen anfangs eher noch als Irritation und als unerfreulich wahr, wenn sie in ihre leeren Agenden blicken.

Mit Ihrem Buch «Resonanz» haben Sie eine «Soziologie der Weltbeziehung» geschrieben. Wie schätzen Sie den Effekt von Social Distancing ein?



In der Krise lässt man sich auf Unvorhergesehenes ein und geht zum Beispiel einfach einmal auf den Balkon heraus.

MARISCAL/EPA

Im Buch ging es mir um die Frage, wie wir aufeinander Bezug nehmen, und da beobachte ich gerade massive Entfremdungserfahrungen, weil ein fast körperlich spürbares Misstrauen gegenüber dem anderen entsteht. Plötzlich weiss man nicht mehr, ob von diesem Menschen, der da an einem vorbeigeht, eine Gefahr ausgehen könnte. Hinzu kommt, dass es sich beim Virus um eine Gefahr handelt, die wir weder hören, riechen, schmecken noch sehen können. Unsere Weltwahrnehmung ist plötzlich ineffizient und insuffizient. Wir können nicht mehr richtig einschätzen, inwiefern jemand oder etwas gefährlich sein könnte. Das verschärft ein Problem, das wir bereits vorher in der Gesellschaft hatten: die schon erwähnte alarmistische Grundhaltung.

Wie verändert das unser Befinden?

Als Soziologe interessiert mich die Frage, was passiert, wenn unser Drang, die je eigene Weltreichweite laufend auszudehnen, radikal eingeschränkt wird. Der spätmoderne Mensch ist es gewohnt, permanent unterwegs zu sein. Doch was wir jetzt sehen, ist das Gegenteil davon: eine maximale Weltreichweitenverkürzung. Für uns ist gerade die eigene Wohnung oder das eigene Häuschen zur Grenze unserer Welt geworden. Und da ist auch eine zeitliche Komponente, denn im Moment ergibt es überhaupt keinen Sinn, darüber zu spekulieren, was man im Mai, im Juni oder im Juli machen wird. Das hat natürlich einen Effekt auf unser psychisches Befinden. Es kann aber insofern eine Chance bieten, als wir plötzlich den zeitlichen und räumlichen Nahbereich wieder intensiver erleben können.

Was heisst das konkret?

In Deutschland gibt es erste Zahlen dazu, dass das Telefon gerade wiederentdeckt wird. Plötzlich hat man wieder Zeit und Lust zu telefonieren, statt nur kurz eine Whatsapp-Nachricht zu schreiben. Oder man sitzt mit den Liebsten im Wohnzimmer und führt ein echtes Gespräch. Ausserdem lassen wir uns wieder auf Unvorhergesehenes ein. Man geht zum Beispiel einfach einmal auf den Balkon heraus, ohne ein konkretes Ziel im Auge zu haben, und schaut, was dabei herauskommt. In unserem herkömmlichen Alltag war diese «Mal sehen, was passiert»-Haltung nur selten möglich, denn unsere überfüllten Agen-

den verlangten von uns, dass wir stets ergebnisorientiert handeln.

Ist die frühere Beschleunigung auch als Treiberin zu sehen, die das Virus verbreitete, ja die Krise erst ermöglichte?

Es scheint mir auf der Hand zu liegen, dass Globalisierung ein Faktor war: Die Ausbreitung des Virus war unter anderem deshalb möglich, weil wir so hochdynamisch und so stark miteinander verknüpft sind. Aber die Pest konnte sich im 14. Jahrhundert auch überall ausbreiten, deswegen möchte ich die Ursache für die Coronavirus-Krise nicht primär unserem Lebenstempo zuschreiben.

Sondern?

Eine These meines Buches «Unverfügbarkeit» lautet, dass wir versuchen, die Welt komplett erreichbar, beherrschbar, kontrollierbar und verfügbar zu machen, und zwar in allen Hinsichten. Das hat jedoch die unbeabsichtigte Nebenfolge, dass hinter unserem Rücken Unbeherrschbarkeit und Unkontrollierbarkeit in monströser Form zurückkommen. Simple Beispiele erleben wir im Alltag, etwa wenn die Fernbedienung nicht mehr funktioniert und wir deswegen nicht aus der Garage kommen. Das Coronavirus ist für mich ein Musterbeispiel für die Rückkehr des Unverfügbaren als Monster. Es könnte überall sein, selbst auf der Türklinke. Wir haben

Von Multitasking bis Powernapping



cmd. · Das gehetzte Leben des modernen Menschen ist sein Spezialgebiet: Der deutsche Soziologe Hartmut Rosa untersucht, wie sich die Beschleunigung auf unsere Gesellschaft auswirkt. An der Universität Jena und am Max-Weber-Kolleg in Erfurt beschäftigt er sich mit Phänomenen wie Multitasking, Speed-Dating oder Powernapping und mit der Frage, warum wir keine Zeit haben, obwohl wir sie ständig im Überfluss zu gewinnen versuchen. Zuletzt sind von Rosa die Bücher «Unverfügbarkeit» (Residenz-Verlag, 2018) und «Resonanz» (Suhrkamp-Verlag, 2016) erschienen.

es wissenschaftlich nicht im Griff, wir haben es medizinisch nicht unter Kontrolle, wir können es politisch nicht regulieren. Und als Gesellschaft versuchen wir gerade, mit allen Mitteln Verfügbarkeit wiederherzustellen.

Wenn Verfügbarmachung immer mit neuen Gefahren einhergeht: Wo liegen die dann im vorliegenden Fall?

Es wäre natürlich verrückt zu sagen, dass wir immer versuchen sollten, Unverfügbarkeit zu akzeptieren. Der Impfstoff ist lebensnotwendig, und deswegen müssen wir das Coronavirus unbedingt verfügbar machen. Wenn ich den Gedanken aber radikal weiterspinne, dann sehe ich einen potenziellen Verlust im Hinblick auf das Gesellschaftliche. Es besteht das Risiko, dass wir nach dem Lockdown versuchen, alles aufzuholen, was wir in den letzten Wochen und Monaten versäumt haben. Wir könnten also die Chance für eine allgemeine Neubewertung verpassen und das alte Hamsterrad wieder lostreten.

Wer wird zu den Gewinnern dieser Krise gehören und wer zu den Verlierern?

Auf der wirtschaftlichen Ebene werden viele Kleinunternehmer und Restaurantbesitzer zu den Verlierern gehören, das sehen wir jetzt schon klar. Auf politischer Ebene wird der grosse Gewinner der Nationalstaat sein. Handlungsfähigkeit und politische Durchgriffsmöglichkeit sind momentan hoch im Kurs. Alle rufen nach einem starken Staat. In diesem Zusammenhang ist interessant zu beobachten, dass es im Moment danach aussieht, als ob die Rechtspopulisten zu den Verlierern gehörten, weil gerade niemand Verschwörungstheorien braucht, sondern seriöse, verlässliche Politik gefragt ist.

Wie wird sich die Krise auf das Verhältnis zwischen den Generationen auswirken?

Wenn die Krise noch lange andauert, liegt hier meine grösste soziopolitische Sorge. Denn die Einschränkungen, die wir erleben, sind einschneidend und dienen in erster Linie dem Schutz der älteren Bevölkerung. Aber einschränken tun sie vor allem jüngere Menschen, die vom Virus kaum gefährdet sind. Es kann also sein, dass die jetzige Welle der Solidarität aufbricht, wenn alles zu lange dauert, und dass die Jungen irgendwann einmal sagen: «Jetzt reicht es mir, dann soll meine Oma halt sterben!» Das wäre

natürlich katastrophal. Eine solche generationale Spaltung liegt aber leider im Bereich des Möglichen.

Diverse Intellektuelle haben sich schon mit Prognosen zu Wort gemeldet: Slavoj Žižek sieht das Ende des Kapitalismus kommen, Byung-Chul Han sagt dessen Stärkung voraus. Was ist richtig?

Man sollte sich, zumindest als Sozialwissenschaftler, davor hüten, solch apodiktische Prognosen zu machen. Natürlich folgen gesellschaftliche Entwicklungen immer einer gewissen Logik, aber es gibt auch sogenannte Bifurkationspunkte, an denen eben nicht klar ist, wie es weitergeht. Meiner Meinung nach befinden wir uns momentan an einem solchen Punkt, vor allem, wenn die Situation noch über Monate anhält. Das heisst, es gibt zurzeit keinen verlässlichen Pfad. Wir müssen uns als Gesellschaft eingestehen, dass wir alle nicht wissen, was danach kommen wird. Dieses Eingeständnis aber ermöglicht uns das, was ich als den Kern einer Resonanzbeziehung bezeichne: einen Modus des «Hörens und Antwortens».

Können Sie das bitte erläutern?

Ja, ich möchte dazu Hannah Arendts Begriff der «Natalität» hinzuziehen. Damit bezeichnete sie die Besonderheit menschlichen Handelns, die darin liege, Neues entstehen lassen zu können. Das ist aber nur möglich, wenn wir aufeinander eingehen. Wir müssen also andere Stimmen hören und gleichzeitig selbst Stimme sein. In diesem Sinne möchte ich mir nicht anmassen zu sagen, dass sich eine gewisse Entwicklung ganz klar abzeichnet, denn ich bin nicht die einzige Stimme, die zählt. Resonanz basiert auf der Einsicht, dass wir nicht allmächtig sind und dass wir manchmal auf Kontrolle verzichten müssen, dass wir aber durchaus mitwirken können. Wir sollten

«Die Ursache für die Coronavirus-Krise möchte ich nicht primär unserem Lebenstempo zuschreiben.»

deshalb in der Coronavirus-Krise eine Chance erkennen, um gemeinsam etwas Neues entstehen zu lassen. Wir sollten uns als Bürger aufgefordert sehen, bei der Transformation mitzumachen und uns in den Diskurs einzubringen.

Auf Kontrolle verzichten? Die Welt ist doch bereits ausser Kontrolle. Man könnte Ihre Einsicht als Zumutung empfinden.

Natürlich lässt sich nicht jedes Problem im Resonanzmodus lösen. Dinge zu beherrschen, ist eine essenzielle menschliche Fähigkeit, und medizinisch gesehen ist es wichtig, dieses Virus unter Kontrolle zu bringen. Eine andere Frage ist jedoch, was wir gesellschaftlich mit dieser Situation machen. Wir sind uns gewohnt, dass man immer irgendwelche Behördenwege beschreiben und etwas, das ausser Kontrolle geraten ist, auf dem Klageweg zählen kann. Aber genau in diesem Punkt sehe ich jetzt eine Chance. Wir können im Moment nicht mehr so einfach auf Dinge Anspruch erheben, es gibt keinerlei Garantien. In dieser Situation der Ungewissheit sind wir gezwungen, einander zuzuhören. Und übrigens erleben wir doch gerade, dass wir gesellschaftliches Leben, grösstenteils freiwillig, radikal ändern können. Wir haben den Beweis, dass wir handeln können. Wir sind sogar in der Lage, kreativ und spontan auf eine Situation gemeinsam zu antworten und dabei unsere Routinen über Bord zu werfen. Das sind doch erfreuliche Nachrichten!